

Der Pflanzer in Cuba.

1.

Die merkwürdigern oder größern Menschen des Zeitalters sind, im Auge des vorurtheillosen Weltbeobachters, noch immer diejenigen, welche, je nachdem das Schicksal das Spiel der Begebenheiten mischte, zufällig eine bedeutsame Stellung, oder gar eine sogenannte Unvergänglichkeit des Namens gewannen. — Kein Sterblicher ist das Alles selbst, was er, als Werkzeug des Verhängnisses, wird; er glänzt nur durch den Widerschein der ihn umringenden Verhältnisse; und seine Größe verschwindet mit ihnen. Wohl mancher Homer oder Shakespeare verdirbt unbemerkt im Altens- oder Schulstaub, ohne sich je ganz zu erkennen, oder ohne daß ihn das Schicksal kennen wollte. Mehr als ein Cäsar, oder Napoleon, schlägt sein Leben lang nur das Kalbfell der Trommel; und im baurischen Zwischkittel geht mancher königliche Geist einher, während Purpur und Krone den Leib einer Tagelöhnerseele vergöttern.

Unter den Sterblichen, die mir auf dem Lebenswege begegneten, steht auch einer, der im Aeußern ganz unscheinbar, von Wenigen nur gekannt, aber von diesen verehrt, durch Hoheit der Denkart und Stärke des Gemüths meine Aufmerksamkeit fesselte. Er wohnt nicht in Europa, sondern auf einer der westindischen Inseln; ist da Pflanzer in einer weiten, aber fruchtbaren Einsamkeit, allein mit seinen Sklaven, die ihn wie einen Vater lieben.

Wie ein Robinson wird er dort sich und Allen Alles; Schiedsrichter in den Zwisten seiner Nachbarn, die ihn anrufen, Lehrer der Jugend, Priester der Erwachsenen, Arzt der Kranken, Rathgeber der Unglücklichen, Heiland aller Leidenden. Von Geburt ein Schweizer, ist er, Republikaner unter seinem Dache, treuer Unterthan des spanischen Scepters; Mitglied der evangelischen Kirche, wird er von den Bekennern der römisch-apostolischen, wie der Beste unter ihnen, geachtet. Er ist einer der Christen, welche, entwachsen dem dürftigen Ideenkreis der verschiedenen Sekten, mit Christo das Höhere des göttlichen Glaubens und Wissens ergriffen haben und darin ihre Seligkeit fühlen.

So ist er mir von einigen seiner Freunde, die aus Amerika kamen, und mich zu verschiedenen Zeiten besuchten, geschildert worden.

Nach dem Allem, was hier von ihm gesagt ist, erwarte man nun keine Erzählung seiner etwa wunderhaften Lebensereignisse und Abenteuer, an welchen es ihm übrigens nicht gefehlt haben mag, da er einst, als junger Mann, einen guten Theil des nördlichen Amerika's und der Antillen durchschwärmte. Ich möchte den Lesern nur einige Bruchstücke seiner Briefe mittheilen, welche schon dadurch ein gewisses Interesse erhalten, daß sie uns mit der einfachen Lebensweise eines westindischen Pflanzers, mit Eigenthümlichkeiten einer Insel näher bekannt machen, welche, meines Wissens, seit Alexander von Humboldt Niemand näher geschildert hat. Nebenher offenbart sich darin der rein menschliche, große Sinn eines Mannes, der, in einsiedlerischer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, die schönste Welt in sich selbst trägt und sie aus seinem Innern ins vergängliche Leben für den Augenblick flüchtig hinausbaut, wie die Spinne ihr wunderbares Gewebe.

2.

Bevor ich die brieflichen Mittheilungen gebe, sei mir noch erlaubt, zu erzählen, auf welche unerwartete Weise ich mit dem westindischen Pflanzer in Verbindung kam.

Einer meiner freundschaftlichen Bekannten, mit welchem ich, außer geselligen Verhältnissen, keine nähere Berührung hatte, war gestorben. Nach seinem Tode fand sich ein verschlossener, schon vor mehreren Jahren von ihm geschriebener Brief vor, worin er mich ersuchte, Vormund und Beistand seiner hinterlassenen Familie zu werden.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1823 theilte mir die fränkliche Wittwe, nicht ohne Bestürzung, ein aus der Havannah an ihren verstorbenen Gemahl eingelaufenes Schreiben mit, worin demselben von einem seiner Freunde in Cuba die Ankunft von dessen jungem Sohn, einem Mulatten, angekündigt wird, der nun auf der Ueberfahrt von Westindien nach Europa sei. Der Knabe sollte in der Schweiz erzogen und unterrichtet werden. Die beiden Freunde hatten schon, in frühern Briefwechsel, die nöthige Uebereinkunft wegen der fernern Pflege und Bestimmung des jungen Westindiers abgeschlossen. Mir blieb nichts übrig, als die von dem Verstorbenen eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Der kaum neunjährige Knabe traf glücklich bei mir, von seiner weiten Reise, ein; ein hübsches, wildes Kind, dessen unbändige Lebhaftigkeit, dessen plötzliche Uebergänge von tiefster Traurigkeit zur ausgelassenen Freude, das heiße afrikanische Geblüt verrathen haben würden, wenn es auch sein schlanker Wuchs, seine geschmeidige Beweglichkeit, seine farbige Haut und das feingefräuselte Haupthaar nicht verkündet hätten. Er war der Sohn einer jungen Negerin, Agrippina Conga, deren Reize den weltbürgerlichen Pflanzer auf Cuba gefesselt hatten. Aus der allgemeinen Hochachtung zu schließen, mit welcher sie, noch sehr jung, bei ihrer

Ausschiffung in der Havannah, nachher in der Kolonie, von sämtlichen Negern behandelt wurde, so wie nach ihren eigenen Andeutungen, scheint sie die Tochter oder Verwandtin eines königlichen Geschlechts aus dem Innern Afrika's gewesen zu sein. Mehr als ihre Herkunft, zog nachher ihre Schönheit die Bewunderung an, und selbst ein europäisches Auge konnte, ohne von der schwarzen Farbe der Sammethaut beleidigt zu werden, die Lebenswürdigkeit der afrikanischen Grazie anerkennen, deren Wangen, „wie durch die Finsterniß eines getrübbten Himmels das Morgenroth,“ glühten.

Mein Erstes war, den Vater über das Schicksal seines Kindes zu beruhigen, welches er auf dem Ozean wußte, während er schon den Tod seines Freundes erfahren hatte, und dies Kind seiner Liebe nun fremd und allein in einen andern Welttheil hingeworfen stehen sollte. Die Lage des Mannes schien mir eine der schrecklichsten, die ein Vater empfangen kann. Ich sagte ihm Alles, was ich von mir selbst wußte, um ihm Vertrauen zu einem Unbekannten einzuflößen.

„Das Schicksal schenkte mir einst,“ antwortete er, „in schöner, wohlthätiger Laune unerwartet einen getreuen, aufgeklärten, biedern Freund. Es hat ihm gefallen, mir diesen, eben so unerwartet, in einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens zu rauben. Und nun, als bereuete es selbst die anscheinende Härte, überrascht es mich beinah' ohne Zeitverlust mit dem edelsten Ersatz. Ich unterwerfe mich, wie ich soll, in Demuth seinen Fügungen und empfangen mit dankbarem Herzen seine Wohlthat, entschlossen, sie furchtlos zu genießen, so lange es dem gütigen Lenker der Schicksale gefällig sein mag.

„Ich kann mich bei Ihrer Aengstlichkeit, sich zu legitimiren, des Lächelns nicht enthalten. Glauben Sie mir, daß wir Schweizer hier, wenn wir auch beinah' zu Ihren Antipoden gehören, Ihren Namen nicht kennen sollten und wohl noch mehr, als den Namen?

Aber ich kenne Sie persönlich. Ich sah Sie 1800 zu Basel in einer Gesellschaft. In dieser befand sich damals ein unbedeutender, Ihnen unbekannter junger Mann; und dieser junge Mann war ich."

Nach diesen Einleitungen zu einem traulichen Verhältniß entspann sich der Briefwechsel.

3.

Sta. Theresa in Cuba, 1821.

Hätten wir noch heutiges Tages ein nur halb so hohes Alter zu gewärtigen, wie unsre Geschlechtsverwandten vor der großen Fluth, ich würde Ihnen einen Besuch am alten Lebergebirge*) versprechen, und von Stund' an meine Vorkehrungen treffen, um wenigstens ein halbes Hundert von Jahren in der Gesellschaft meiner schweizerischen Freunde und im Anschau'n der Naturschönheiten meines Vaterlandes zubringen zu können. Mein leiser Wunsch wird es immer bleiben, noch einmal dahin zu ziehen. Darf ich mich aber mit der Hoffnung schmeicheln, diesen Wunsch je erfüllt zu sehen? Ich denke, nein! Und Alles zusammen gerechnet, wer weiß denn, ob die Erfüllung des Genusses nicht einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen würde?

Möge mein Sohn statt meiner das Leben des alten Welttheils sehen, und sich dort für die Zukunft des neuen ausbilden, dem er eigentlich angehört. Es wäre freilich wünschenswerth, wenn wir hier in Westindien unter unsern Augen gute Erziehungsanstalten besäßen, und so die vielfältigen und wichtigen Vortheile genießen könnten, die für uns daraus erwachsen müssen. Das Klima in der Nachbarschaft des Wendekreises scheint aber den Gelehrten und der

*) Dem Jura in der Schweiz.

Gelehrsamkeit durchaus abhold zu sein. Von so vielen Versuchen, dieselben in die englischen, französischen und andern Kolonien zu verpflanzen, weiß ich wenigstens keinen, der je gelungen wäre. Einige der südlichen Staaten Nordamerika's haben kostspielige Institute errichtet, und wenden alles Mögliche an, um dieselben im Kredit zu erhalten; aber auch dort hat es bisher damit gar nicht recht glücken wollen. Und wenn es anders nicht den Aeltern durchaus an Mitteln gebricht, so lassen sie ihre Söhne, nachdem diese die Kinderschulen durchlaufen haben, in den nördlichen Provinzen erziehen.

Dennoch würde hier in Cuba, wegen besonderer, anderzwo nicht obwaltender Umstände, ein Versuch von der Art, wie Sie denselben beschreiben, vielleicht gemacht worden, und auch gelungen sein, wenn nicht über das Weltmeer herüber die politische Rückwirkung eingetreten wäre, welche unter den Fittigen der heiligen Allianz ganz Europa fühlt. In dem schönen Frankreich sogar sind, wie ich höre, die *frères ignorantins* und die Jesuiten zum Behuf der Erziehung angenommen. Wer in Spanien dazu verlangt wird, mag Ihnen besser bekannt sein, als mir. Hier aber ist's von jeher gehalten worden, wie im Mutterlande.

Rechnen Sie dazu noch eine Art von nationaler Eifersucht oder vielmehr Scheelsucht gegen Fremde, von welcher die einheimischen Gelehrten, d. i. die Geistlichen, noch weniger frei sind, wie das Volk und der Pöbel, so werden Sie sich mit einemmale richtig vorstellen können, welche Rolle bessere Schulanstalten durch herbeigerufene Männer in diesem Lande spielen würden.

Ich selbst bin hier nicht ganz ohne Bücher. Es ist meinem Geiste Bedürfnis, mit den besten Geistern zu leben und zu verkehren, die auf dem Erdball erschienen sind. Müßt' ich sie entbehren, würd' ich im weiten Erdball einsam wohnen, und dieses als einen Verbannungsort betrachten, in welchen ich aus der ersten

Heimath, dem Nichts, verstoßen bin. Zwar meine Bibliothek ist klein; sie enthält aber doch etwas Weniges von Reisebeschreibungen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, mathematischen, astronomischen und andern Werken. Von deutschen Büchern besitze ich nichts, als über Moral und Religion. Lassen Sie mir aber noch Langsdorfs und Vega's sämtliche mathematische Schriften, Kästners Geschichte der Mathematik u. s. w. zukommen: so bin ich reich.

4.

Meine Pflanze-Lebensart hat sich in achtzehn Jahren mehrmals verändert, nur nie in ihrer ursprünglichen Abgeschiedenheit. Ich habe in dieser westindischen Einsamkeit das Gefühl, welches man auf den Gipfeln hoher Berge hat. Ich stehe Gott und der Natur näher, je entfernter ich mich von den thörichten Dualen der Menschen sehe, welche sie sich mit leidenschaftlicher Verstandesverblendung erschaffen. Eben darum muß es selbst unter den Wilden behaglicher wohnen sein, als unter den durch die gesellschaftlichen Verhältnisse erkünstelten und verschrobenen Leuten. Denn jene sind, wie alle Kinder, noch natürlich. Ich verstehe hier Rousseau's Gedanken besser, als in Europa.

Im Anfang glich meine Lebensweise einer Robinsonade. Alles fehlte; für Alles mußte ich erfinden. Im dritten Jahre hätte dieser Zustand, mit meiner ersten Kaffee-Ärnte, wohl wenigstens eine Tünche von Zivilisation annehmen sollen; aber durch den verderblichen Einfluß des spanischen Krieges und des berückigten Kontinentalsystems, wurde im Gegentheil jede Blüthe meines äußern Glücks zerstört, bis zum allgemeinen Frieden. Von da erst hat sich meine Lage so verbessert, daß mir heute in diesem Betracht nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.

Die Pflichten meines Gewerbes beschäftigen mich unablässig, das ganze Jahr durch, Feier- und Werktage, von früh Morgens bis Nachts. Ich genieße erst von Abends acht Uhr an täglich, aber in Kleibern, einer vorbereitenden Ruhe von wenigen Stunden; dann kann ich zwei bis drei Stunden ohne Nachtheil der Gesundheit, ungestört mir selbst leben, daß der Geist seiner froh werde.

Und Morgens ist mein Erstes, daß ich in meinen Lehnstuhl, im Lieblingswinkel meines Schlafkammerchens, in gänzlicher, körperlicher Unthätigkeit sitzend, eine Cigarre rauche und eine Schale bittern, kalten Kaffee's trinke; Alles im Finstern, vor Sonnenaufgang. Das soll mein Betrachtungsstündchen sein. Da laß ich Welt und Leben, das Vergangene, das Kommende, traumhaft an mir vorübergleiten. Ein stärkendes Seelenbad! Aber es dünkt mich, auf den vom langen Liegen schlaff gewordenen Körper wirkt diese Ruhe wohlthuenend ein.

Mit erstem Glimmern des Tageslichts werden meine Leute auf ihre verschiedenen Arbeitsplätze vertheilt. Dann geh' ich zum Krankenbesuch. Hab' ich diesen vollendet, begeb' ich mich zu Fuß oder zu Pferde durch die Pflanzungen zu den Arbeitern, das Nöthige anzuordnen. Ich verweile bei ihnen bis zum Frühstück, um 9 und 10 Uhr. Auf dieses folgt meine Sieste; dann mancherlei häusliche Beschäftigung, abermaliger Besuch der Arbeitenden bis zum Mittagemahl, um 3 oder 4 Uhr. Noch zum drittenmale besichtige ich, was meine Leute mit ihrem Tagewerke geleistet haben; gehe noch einmal an das Lager der Kranken; es werden die erforderlichen täglichen Schreibereien besorgt und die Anordnung für den künftigen Tag getroffen.

Das ist das Bild vom Einerlei meiner Tage. Besuche, unvermeidlicher Briefwechsel und etwa ein anhaltendes Regenwetter sind die einzigen Ausnahmen. Die stille Wiederholung meines Thuns, wie der Sonne Lauf, läßt mir kaum mehr noch zu wün-

schen übrig, als einen biedern, aufgeklärten Freund in unmittelbarer Nachbarschaft, mit dem ich höhere Gedanken wechseln könnte, meinen Geist auszubilden. Er fehlt mir!

Anfangs auf die Gesellschaft meiner Schwarzen allein beschränkt, besaß ich mehrere Jahre hindurch nur zwei Bücher, ein Bändchen mathematischer Abhandlungen und Cicero's Reden, welche ich, wie Sie wohl denken können, äußerst lieb gewonnen. Und zerseht, wie sie nun aussehen, bewahre ich sie jetzt dennoch wie Reliquien auf. Nein, Sie haben keine Vorstellung davon, wenn man Jahre lang für Geistesnahrung nur auf ein paar Schüsseln beschränkt bleibt, wie man da jeden einzelnen Gedanken, ich möchte sagen, jedes Wort des Schriftstellers durstig ausaugt, um das eigene Gedankenleben zu fristen, damit es nicht sterbe. Und man gewinnt dabei noch lernend viel. Lesen ist nur Anregen der Geistesthätigkeit; und nur das Selbstgedachte und das Durchdachte ist das Gelehrte. Vielleeserei ist Vielschwelgerei, welche ungesunde Säfte erzeugt, geistige Aufgedunsenheit und Mattheit. — Die Engländer hatten mir, schon im Jahr 1803, meine kleine tragbare Bibliothek, nebst Allem, was ich damals von Effekten in dieser Welt besaß, aus Irrthum auf meiner Flucht von St. Domingo abgenommen.

Die politischen Bewegungen in Cuba stören mich am wenigsten. Ihre freundschaftlichen Besorgnisse von Gefahren für mich müssen mir schmeichelhaft sein, aber bis jetzt hat sie nichts gerechtfertigt. Ich habe nun vier Staatsveränderungen in diesem Lande erlebt, welche aber nicht nur ohne Blutvergießen, sondern auch auf die glimpflichste Art von der Welt abgelaufen sind. Wie noch überall in unserm Jahrhundert, bilden die Menschenfreunde und einsichtsvollen Geister auch hier die Minderheit; Adel und Geistliche, mit dem Pöbel in natürlicher Wahlverwandtschaft stehend, erdrücken durch ihre Masse, was Besseres aufkommen möchte.

Unsere Creolen, welche die Mehrheit der hiesigen spanischen

Einwohner ausmachen, sind zwar, wie beinahe alle Creolen, ein flüchtiges, heftiges, prahlendes und hochmüthiges Völkchen, aber im Grunde weder boshaft noch blutdürstig, ausgenommen die Gese des Volks, die aber auch aller Orten die nämliche ist. Die allergrößte Zahl ist höchst unwissend, und von Kindsbeinen auf gewohnt, blindlings zu gehorchen und zu verehren, was ihre Väter schon verehrt haben. Eben so allgemein ist es ihnen angeerbt, ausschließlich mit Vergnügen gemeinster Art die Zeit zu tödten und Geld zu erwerben, ohne sich um etwas Höheres zu bekümmern. Bei den aus dem Mutterlande herüberposaunten und hochklingenden Cortes-Worten von Vaterlandsliebe, Volksrechten, Konstitutionen, Heldensinn u. s. w. spitzten freilich einige die Ohren. Weil sie aber im Grund nicht viel aus denselben zu machen wußten, und weil eine neue Ordnung der Dinge, gut oder schlecht, nicht ohne wiederkehrende Verwirrungen bei einem Volke einzuführen war, welches erst noch das Buchstabiren zu lernen hat: so wurden sie des wenig einträglichen Spieles überdrüssig, und jedesmal bald geneigt, sich die Wiedereinsetzung alter Legimitäten ganz gleichmüthig gefallen zu lassen. Der Mensch übrigens ist unter der heißen, wie unter der kalten Zone ein Gewohnheitsthier.

Die hiesigen europäischen Spanier bewegen sich ungefähr wie ihre Brüder in Europa, doch vielleicht etwas gelassener, weit schlaffer.

Sie machen aber bei weitem die kleinere Zahl aus; werden von den Creolen mit einiger Eifersucht beobachtet und lassen sich auch gern etwas Kränkendes gefallen, wenn man ihnen nur nicht das Geld-Erwerben erschwert.

In politischer Hinsicht wird von den Negern wegen der beträchtlichen Volkszahl der Weißen nicht eher zu fürchten sein, bis sich die Weißen selber entzweien und eine Partei dieselben gegen die andere bewaffnet, wie das ehemals in St. Domingo der

Fall war. Doch das ist in Cuba, meines Dafürhaltens, noch lange nicht zu besorgen. In Amerika und Westindien bildet die Hautfarbe der Menschen ein Kastenwesen, wie irgend in Europa der adeliche Stammbaum, oder der Priesterrock. Hier gleicht der Creole dem neuen Adel; tief steht der Mulatte unter diesem*), und der Mulatte steht stolz auf den Neger nieder. Kastenstolz ist eine Sumpfpflanze, aus dem Schlamme unserer eigenen Thiernatur aufgeschossen. Wir müssen jene gelassen erdulden, bis die moralische Entsündigung unsers Geschlechts sie verschwinden macht.

5.

Ich schreibe Ihnen aus Sta. Theresa, der Pflanzung eines meiner Freunde. Jährlich drei- bis fünfmal komme ich hierher auf Besuch, oder zur Inspektion, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit. Wir haben in hiesiger Gegend nur eine amerikanische Familie als Nachbarn, mit der wir seit zwanzig Jahren in traulicher Bekanntschaft leben. Die Weihnachts- und Osterfeiern sind unsere eigentlichen Feste, in denen wir uns gemeinsam des Daseins freuen.

Sta. Theresa liegt am östlichen Abhange einer Gebirgskette, welche sich von hier aus ungefähr 50 Stunden bis nahe ans äußerste westliche Ende der Insel erstreckt. Berge und Thäler dieser Berg-

*) Als ich im Frühjahr 1830 den Sohn des Pflanzers zur Rückkehr in seine Heimath nach Havre begleitete, und ich mich dort eines Abends mit ihm zur Wirthstafel setzte, gerieth ein an derselben befindlicher nordamerikanischer Schiffskapitän bei der Erscheinung des jungen Mulatten, und über den dadurch verlegten Anstand, in solche Verlegenheit und Unruhe, daß er den Tisch und seine Gemahlin verließ, die ihn vergebens heimlich zurückhalten wollte.

fette gleichen in ihrer äußern Form dem östlichen Jura von Solothurn bis Brugg; und deswegen, und dem Vaterlande zu Ehren, nannte ich meine Pflanzung die Kolonie am Jura. Sie liegt 22 Stunden westlich von der Havannah und drei Stunden westlicher als Sta. Theresa.

Sie wünschen nähere Kunde von meiner Pflanzung. Wohl! denn! Denken Sie sich einen Raum von ungefähr 700 Zuchart Landes (jede von 35,000 bis 40,000 Geviertschuhen) oder, wie wir's hier nennen, von $16\frac{1}{2}$ Geviert-Cavaleries. Davon sind nun bis jetzt 145 Zuchart mit Kaffee bepflanzt und etwa 45 Zuchart mit Lebensmitteln und Viehfutter. Das Uebrige ist noch ein immergrüner Wald. Zwei große Bäche und eine Menge kleinere, auch Quellen von vortrefflichem Wasser, erfrischen das Ganze. Einige unbedeutende Flächen ausgenommen, ist alles Hügelland. Von meinen schon angepflanzten 162,000 Kaffeebäumen haben vor zwei Jahren 31,000 ältere und 54,000 jüngere Bäume mir 57,000 Pfund Kaffee und letztes Jahr 40,000 Pfund von verschiedenen Qualitäten eingetragen.

Die Vorlese des Kaffee's fängt hier in den Bergen Ende Juli's oder Anfang Augusts an; die eigentliche Aernte aber Ende Septembers, oder Anfang Oktobers, und die Nachlese Ende Decembers oder Anfang Februars, und diese dauert oft bis in den März. In den Zwischenräumen dieser Zeiten beschäftigt sich der Pflanze mit den vielen andern Arbeiten, unter denen das Ausjäten des Unkrauts die beträchtlichste ist. Je nach der mehr oder weniger südlichen Verflachung der Berge, muß dies Geschäft jährlich zwölf- bis fünfzehnmal wiederholt werden. Außerdem muß in jenen Zwischenzeiten das Trocknen und Mahlen des Kaffee's vorgenommen sein; d. i., der Pflanze läßt die ausgetrocknete Kirsche, von welcher die zwei Kaffeebohnen den Kern bilden, durch ein von Ochsen oder Pferden im Kreise herumgetriebenes, hölzernes,

aber starkes Rad zerknirschen; dann Alles durch die Schwingmühle laufen; nachher auf Tischen sortiren, vollends reinigen und so endlich, in Säcken verpackt, nach der Stadt Havannah verladen.

Dies ist nicht die einzige Sorge des westindischen Pflanzers. Er setzt, an die Stelle der absterbenden, frische Bäume in seinen Kaffeepflanzungen; erweitert diese; macht neue Anlagen. Er besorgt die Ansaaten der Futterkräuter und menschlichen Nahrungsmittel. Der Reis bringt ihm jährlich eine, die Bohnen und das Türkenkorn jährlich zwei regelmäßige Ernten. Er macht Waldstücke urbar zum Anbau. Er unterhält seine verschiedenen Gebäulichkeiten, Wege, Einschägungen u. s. w., kurz, er hat immer voll auf zu schaffen, und genug, um nur alle Arbeiten zweckmäßig anzunordnen. In dem unaufhörlichen Wechsel der Thätigkeit besteht die Annehmlichkeit des westindischen Pflanzerslebens, welches ich noch dem europäischen vorziehen möchte, weil hier Alles ohne Unterlaß lebendig und rege ist, und keine todte Jahreszeit dazwischen tritt. Hier schläft die ewig schöne Natur nie.

Die Zahl meiner erwachsenen und arbeitsfähigen Neger beläuft sich gegenwärtig nur auf 25 Manns- und 25 Weibspersonen, wovon 9 Paare verheirathet sind. Creolen von 1 bis 13 Jahren gibt es bei mir nur 11, weil alle die afrikanischen Mädchen, als ich sie erhielt, noch sehr jung waren. Im Laufe von 18 Jahren hatt' ich das seltene Glück, nur drei Afrikaner durch den Tod zu verlieren; einen Greis vor Altersschwäche und zwei Mädchen an kritischen Weiberkrankheiten. Dennoch fehlte es nie an häufigen Kranken. Alte, schon aus Afrika hergebrachte Schaden oder Würmer, oder Katarrhe sind die gewöhnlichsten Uebel derselben.

Alle sind gute, getaufte, römisch-katholische Christen, die regelmäßig jeden Abend Betstunden halten. Wer sich verheirathen will, dem steht's frei. Die Unkosten der Zeremonie sind gering. Es versteht sich, daß diese der Herr bestreitet.

Jeder Familie mit ihren kleinsten Kindern habe ich ein eignes, reinliches Zimmer gegeben, deren drei ein besonderes Gebäude ausmachen. Alle diese Gebäude stehen immer sechszig Schuh von einander entfernt. Die Unverheiratheten bewohnen, jedes Geschlecht abgesondert, ein besonderes, geräumiges Gebäude, und werden des Nachts, zu besserer Erhaltung der Zucht und Ehrbarkeit, unter Schloß und Riegel gehalten. Die Verheiratheten müssen um halb eils Uhr Nachts in ihren Zimmern sein, wo sie sich einschließen mögen, wenn es ihnen gefällt. Diese Leute schlafen in erhöhten, hölzernen Bettgestellen, weich und mit guten wollenen Decken versehen.

Die Männer erhalten jährlich an Kleidungsstücken zwei Arbeitshemden und zwei Paar Langhosen von guter russischer oder deutscher Leinwand; dazu noch ein wollenes Hemd; die Weiber zwei lange, bis an die Füße reichende Hemden von der nämlichen Leinwand und ebenfalls ein Wollenhemd. Schuhe und Strümpfe sind, wie in Afrika, außer der Mode. Nur wenn es die Noth erfordert, gibt man ihnen Schuhe. Luxuskleider und Putzsachen, die ihnen weniger, als den ärmeren Klassen in Europa mangeln, schaffen sie sich entweder selber an, oder erhalten sie als Geschenke, als Belohnungen ihres Wohlverhaltens, oder bei Hochzeiten und Taufen.

Tabak und Pfeifen haben alle meine Neger frei. Man kocht täglich zwei Gemüse-Mahlzeiten für sie. Nachtessen und Frühstück besorgen sie sich selber Abends in zwei abgesonderten Negerküchen. Alle zwei Tage erhält jede Person ein Viertelpfund Fleisch, oder auch Fisch. Branntwein empfangen sie zur Erquickung nach strenger Arbeit, oder so oft sie naß geworden sind und bei großer Kälte. Wundern Sie sich nicht, wenn ich von großer Kälte inner den Wendekreisen rede. Wie verstehen darunter, wenn Mittags in der Sonne das Fahrenheits-Thermometer, obgleich nur für kurze Dauer, auf 62 Grad sinkt (oder 12 bis 13° Reaumur). Sie sehen daraus,

daß unsere sogenannten Sklaven weniger darben, als zahllose europäische Bauernfamilien zwischen dem dortigen Prachtaufwand der Städte. Mit dem, was meine 70 Neger und Mulatten und Creolen wegwerfen oder vergeuden, könnte man ordentlich noch eben so viele dürftige Europäer erhalten. Denn Obst, Früchte, Lebensmittel aller Art, wie sie die Pflanzung hervorbringt, genießen sie nach Herzenslust und Belieben des Gaumens. Jeder und Jede hat ohnehin einen eigenen kleinen Küchengarten, 4000 bis 5000 Geviertschuh groß. Da säet und pflanzt man sich, was behagt, und schaltet mit dem was wächst, nach Willkür.

An Werktagen beginnt die Arbeit der Schwarzen mit der ersten Tageshelle, und endet bei Anbruch der Nacht. Zweimal wird sie durch Frühstück und Mittagsbrod, jedesmal eine Stunde lang, unterbrochen. Leichtere, alltägliche Nebengeschäfte, wie Zutragen von Lebensmitteln, Holz, Wasser, Futter u. s. w. werden, bei guter Witterung, bis um 8 Uhr Abends fortgesetzt. Am Sonnabend hört, mit Eintritt der Dunkelheit, alle Arbeit auf; es wird Branntwein ausgetheilt; man zieht die Staatskleider an; man tanzt, singt und trommelt bis gegen Mitternacht. An Sonn- und Feiertagen wird zwar auch, doch nur bis 11 Uhr Morgens gearbeitet.

Meine Schwarzen sind ein fröhliches, sorgenloses Völkchen. Und, Alles wohl erwogen, ihren Ursprung, ihre Geistesfähigkeiten, ihre gegenwärtige Lage unter meiner Herrschaft halte ich für weit glücklicher, als die ärmere Volksklasse in europäischen Ländern. Ihre Tugenden und Laster sind zwar die von Wilden, und dazu gesellen sich noch alle die dem vererbten Sklavenstand anklebenden Gebrechen und Fehler; dennoch, soll ich es Ihnen gestehen? dennoch will ich lieber mit ihnen zu thun haben, als mit der niedrigen Volksklasse des alten Welttheils, die freilich freier, aber auch verderbter und wüster ist. Für das, was sie sind, oder das, für was ich sie halte, lebe ich vergnügt genug unter ihnen, und nur

äußerst selten seh' ich mich gezwungen, strenge Strafen gegen sie zu verordnen.

Da haben Sie nun das Bild vom Thun und Treiben eines westindischen Pflanzers, der in aller Form, Herr und Freund, Arzt und Richter, Lehrer und Versorger, kurz Alles in Allem für seine Kolonie ist und sein muß.

6.

Savannah, 1826.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun zum erstenmal wieder zum Besuch in diese Stadt gezogen. Unterwegs und hier hab' ich große Veränderungen angetroffen. Die Einwohner der Insel haben in diesem Zeitraum vielleicht größere Fortschritte im allgemeinen Wohlstand, in geschmackvoller Auswahl ihrer Lebensbequemlichkeiten und in glänzender Glättung ihrer Sitten gethan, als in dem unmittelbar vorher verfloffenen Halbjahrhundert.

Was mir am besten gefallen hat, ist die Menge der Schulen, die nun aller Orten, auch in den kleinsten Dörfern, angelegt worden sind. Darunter sind viele sogenannte Lankastersche. Auch fehlt's nicht an Erziehungsanstalten, die man sonst Pensionate hieß. Der Geist des Volks scheint sich ungemein verwandelt zu haben, und ein guter, altkatholischer Christ muß ohne Zweifel mit frommem Bedauern wahrnehmen, daß auf das zu den Sinnen sprechende Aeußere der kirchlichen Uebungen gegenwärtig nicht mehr so viel, wie einst gehalten wird; daß die feierlichen Betungänge nicht nur minder zahlreich geschehen, sondern auch nur vom niedrigsten Pöbel begleitet sind; daß die Geistlichkeit, besonders aber die Mönche und Nonnen, ein Großes von ihrem vormaligen Heiligenglanz und Einfluß verloren haben.

Wie kurz und flüchtig auch die zwei konstitutionellen Zeiträume Spaniens in Cuba waren, müssen sie doch unerwartet tief in das

Volksleben eingewirkt haben. Nicht minder mag die Toleranz des hiesigen Bischofs, dem wir auch mehrere gemeinnützige Anstalten verdanken, zu diesen mich überraschenden Veränderungen beigetragen haben.

Von den ungeheuern Wäldungen, die sich ehemals zwischen meiner Niederlassung am Cuba-Jura, und der Stadt, in einer Länge von ungefähr 22 Stunden ausstreckten, sieht man nur noch wenige einzelne, zerstreute Gehölze. Das Land ist urbar gemacht worden und wird weit verständiger angebaut, denn ehemals. Hübsche Dörfer sind angebaut worden, wo ich vorzeiten nur an wenigen, elenden Hütten vorbeigekommen war. Dörfer sind zu Städtchen erwachsen und die Stadt selber ist, durch Anlegung einer neuen Vorstadt, vielleicht um ein gutes Fünftel vergrößert. Die nämliche erfreuliche Verwandlung soll man auch bis auf dreißig Stunden ostwärts von hier antreffen, und sehr wahrscheinlich würde sich dieselbe noch weit allgemeiner verbreitet haben, wären nicht die niedrigen Preise unsrer Kolonialerzeugnisse und der philanthropische Sturm Lauf gegen den Sklavenhandel dazwischen getreten.

Das Regierungswesen der Insel ist übrigens noch ganz altspanisch, mit den nämlichen Gebrechen und Mängeln und mit den nämlichen Vorzügen, welche demselben seit Philipp's II. Zeiten angeklebt haben mögen. Die größern, vorübergehenden Wohlthaten hat man eher einzelnen weisen Männern, als der Weisheit der Formen zu danken. Das Finanz- und Kameralwesen leidet, seit Losreißung der südamerikanischen Provinzen, fortwährend unter starken Spannungen und Erschlaffungen. Alle Ausgaben sind noch die nämlichen, wie in frühern Zeiten, oder vielleicht, wegen Vermehrung des Militärs und andrer Mittel, noch beträchtlicher geworden; die Einnahmen aber stehen, ungeachtet der Vervielfältigung der steuerbringenden Erzeugnisse des Landes, und ungeachtet der höhern Abgaben von denselben, weit geringer da, denn sonst.

Das ist nothwendige Folge vom Ausbleiben der weiland reichen Subsidien aus Mexiko. — Im Justizwesen wird fortwährend noch der alte Schlendrian geschlendert, und es bedürfte, um gut zu werden, weiter nichts, als eine Verbesserung bis auf die Wurzel hinab. Die Polizei, obschon diese etwas besser gehandhabt wird, als vielleicht vor sieben Jahren, ist bei weitem nicht so wirksam, wie ich sie bei meiner Ankunft in Cuba gesehen, und doch war schon damals nur wenig Rühmliches an ihr zu preisen.

Die Handlung und unser Pflanzenwesen leiden indessen unter den sinkenden Preisen der Kolonialwaaren außerordentlich. Die Unkosten bleiben die nämlichen für ihre Erzeugung. Die Erschütterung in England wirkte auf den hiesigen Handel schwer zurück, und wir Planzer zahlen nun 15, statt 5, vom Hundert Abgabe von unserm Kaffee.

Wäre ich noch jünger, würd' ich mich in Nordamerika anzusetzeln wünschen. Das Klima dort ist freilich, von einem Ende des Freistaates zum andern, höchst unfreundlich und selbst gefährlich durch seine außerordentliche Veränderlichkeit. Sitten und Geist des Volks sind wahrscheinlich weit von der Vorstellung abweichend, die man sich davon in der Entfernung macht. Ich selbst habe mehrere Jahre dort zugebracht und wackere, alte Freunde und ehemalige Kollegen am Ohio strom zurückgelassen, die unsere Schweiz aus denselben politischen Gründen verließen, welche mich aus ihr verbannten.

In dem einzigen, sehr umständlichen Brief, welchen mir einer dieser Freunde nach seinem fünfzehnjährigen Aufenthalt in Indiana geschrieben, bezeugt er in jeder andern Hinsicht Zufriedenheit mit seiner Lage. Das so sehr in den amerikanischen Sitten von den unsrigen Absteckende, und besonders die Schlassheit der Bande, welche sonst wohl Freundschaft und Blutsverwandtschaft zu knüpfen pflegen, zwingen ihm aber doch die Aeußerung ab:

„Wäre er zuvor davon unterrichtet gewesen, er würde gewiß nie hingezogen sein.“

Dagegen ist es aber ein neu aufblühendes Land, ein üppiger jungfräulicher Boden (driving, wie die Eingebornen sagen), voller Hilfsquellen für den armen Fremdling, und um wieviel mehr für denjenigen, der mit nicht ganz leeren Händen dahinzieht. Es wird ein wahres, gelobtes Land, wo er alles Unentbehrliche im Ueberfluß hat und für Kinder und Kindeskinde die vielversprechendsten Niederlassungen vorbereiten kann. Es ist dort das einzige uns bekannte Land unter der Sonne, wo der Mensch (aber bis jetzt nur der weiße!) ganz frei athmen und seine ihm vom Schöpfer zuerkannten Rechte, ohne Furcht genießen darf; wo man von den gefährlichen und gehässigen Geburtsvorrechten nichts weiß, welche in andern Ländern den Weißen bevollmächtigen, seinen weißen Mitmenschen niederzuhalten im Staube. Bisher haben sich diese Freistaaten, zur Ehre ihrer Geschichte, unvergleichlich wohl gehalten. Die Zukunft setzt die Geschichte fort; nicht aber denselben Geist der Sterblichen.

7.

Cusco, in der Jurapflanzung, 1828.

Die Insel Cuba ist für die Einwohner derselben in wissenschaftlicher Hinsicht beinah' eben so sehr terra incognita, wie für die weit entfernten Europäer. Humboldts Werk belehrt diese Letztern von weit mehr Dingen, als jene wissen. Wir besitzen noch keine nur einigermaßen Genüge leistende Karte des Eilandes. Letzt- hin wurde mit der Entwerfung einer genauen See-Karte löblicher Anfang gemacht; dabei aber wird es auch wohl bleiben und dieses durchaus nothwendige, ja menschenfreundliche Werk wahrscheinlich

nie zu Ende gebracht werden, wie viele andere gemeinnützige Unternehmungen der Regierung schon dies Schicksal hatten.

Man hat von der ersten Konstitutionszeit her angefangen, statistische Erfahrungen zu sammeln und hie und da etwas davon in öffentlichen Blättern bekannt werden zu lassen; alles aber äußerst unvollständig und fehlerhaft. Mit Naturkunde beschäftigen sich vielleicht einzelne Liebhaber. Allein wir haben keine eigentlichen Physiker und Naturforscher. Der botanische Garten in der Havannah ist eine neuere Anstalt und befindet sich einstweilen noch im Zustande der Kindheit. Das Nämliche gilt auch von der unlängst begonnenen Akademie der schönen Künste.

Hätte sich das konstitutionelle Wesen behaupten können, Vieles würde nun anders sein. Da man aber doch hier überhaupt minder unter dem Machtgebot jener Gewalt lebt, welche Spanien in die alte Finsterniß zurückzudrängen und darin zu erhalten sucht: so darf man später viel Gutes von der begonnenen Erziehungsverbesserung, vom lebhaften Geist und der Wißbegierde des Volks, von den Reisen der Inselbewohner im Ausland, von ihrem täglich ausgebreiteten Verkehr, erwarten.

Die Stadt Havannah ist ungefähr vom Umfange der Stadt Basel, ein unregelmäßiges Fünfeck, wovon drei Seiten am Hafen, und zwei den Kastellen del Moro und Cavannas gegenüber liegen. Gegen die Landseite ist sie mit einer einfachen Befestigungslinie umgürtet. Die Straßen sind ziemlich gerade gezogen, nach den vier Hauptstrichen des Kompasses, einige aber auch, wie die unserer alten Reichstädte; zum Theil mit Trottoirs versehen, und beinah' alle mit weichen Steinarten entweder regelmäßig, oder halb macadamisch gepflastert, aber schlecht nivellirt und noch nachlässiger gereinigt. Folglich sind mehrere unbequem, ungesund durch Feuchtigkeith, Hitze und Ausdünstung, beim Regenwetter. kothig. Ehemals mögen dieselben wohl mit Eichenholz oder andern unver-

derblichen Holzarten belegt gewesen sein. Von diesen ursprünglichen Grundlagen wird aber heutiges Tages keine Spur mehr erblickt.

Die Häuser sind beinahe durchgehends von Mauerwerk erbaut; und die neuern Paläste der Reichen gewöhnlich sehr geschmackvoll; aber nicht höher als ein Stockwerk über die Grundflur und meistens mit einem Ebendach bedeckt, wie im südlichen Spanien, auf welchem die Einwohner sich des Abends Bewegung geben und frische Luft einathmen.

Die Vorstädte der Havannah sind beinahe um das Doppelte ausgedehnter, als die Stadt selber und fast täglich erweitern sie sich. Die ältern Quartiere derselben zeigen aber immerfort ein abscheuliches Aeußere; Hütten, ekelhaft, wie man sie kaum in polnischen oder russischen Dörfern zu Gesicht bekommt. Unter hundert Gebäuden ist kaum ein ganz gemeines Wohnhaus zu erblicken; die übrigen sind aus allen Arten brennbarer Materialien zusammengestellt. Bricht da Feuer aus, lodert das ganze Gassenwerk mit auf. Vor wenigen Monaten brannten mit einemmale 400 Gebäude nieder. Wird dann wieder neu aufgebaut, so entwirft man vortreffliche Pläne, gebietet deren Ausführung durch strenge Verordnungen, und, siehe da! — sie bleiben unbefolgt. Die schönsten Gebäude mögen das Posthaus und der Palast des Gouverneurs sein. Von den Kirchen ist, neben europäischen, nichts zu rühmen. Die Kirche des Benediktinerklosters, welche die prachtvollste hätte werden sollen, steht vielleicht seit einem Jahrhundert unvollendet da, und in einem Theil derselben wird, wie ehemals im Tempel von Jerusalem, öffentlich Geldmarkt und Wucher getrieben, alldieweil im andern Gottesdienst gehalten wird.

Der Hafen ist eine herrliche, weit ausgedehnte Bucht, groß genug, die stärksten Kriegesflotten aufzunehmen und ziemlich sicher zu stellen. Man läßt aber den Eingang jetzt täglich mehr durch die Auspülungen der Straßen von den Regengüssen verschlammen.

Gegen Norden ist er durch die zwei schon genannten und für unüberwindlich gehaltenen Kastele, nebst einigen Batterien, — die Stadt selbst aber auf der Landseite von Osten bis wieder gegen Norden, durch eine geringere Festung, mehrere kleinere Kastele und Batterien gedeckt.

Die Zahl der Einwohner von der Stadt und den Vorstädten, Menschen aller Farben und Klassen zusammengenommen, mag sich gegenwärtig wohl auf 80,000 Seelen belaufen. Die Umgegenden der Stadt, bis auf eine bis drei englische Meilen, bilden ein mehrere Stunden langes ununterbrochenes Amphitheater, wo auf hundert Stellen sich dem Landschaftsmaler Stoff zu den anziehendsten Darstellungen anbieten würde. Lezthin fällt man die hohe, ehrwürdige Ceiba, in deren Schatten, wie die (mir etwas unglaubliche) Volksage geht, der westindische Apostel Las Casas die erste Messe gelesen haben soll. Die Ceiba (*Bombax pyramidale*) ist ein ungeheurer Baum, der größte in den Antillen, aus dessen leichtem Holz die Indianer ihre Canoe's ehemals von einem Stück verfertigten. Nun ist an die Stelle des Gefällten eine Kapelle erbaut, wozu man das Geld durch Unterschriften sammelte. — Bekanntlich soll der Leichnam des Christoforo Colombo von Hayti nach Cuba gebracht worden sein. Ich habe aber weder über die Ruhestätte seiner Gebeine, noch über seinen auf der Insel noch vorhanden sein sollenden Nachkömmling etwas Befriedigendes erfahren können.

7.

Cusco, 1828.

Die ganze Oberfläche der Insel muß in ältern Zeiten, und wahrscheinlich in verschiedenen Zeiträumen, zum Behuf von Schenkungen, in freisförmige Abtheilungen von Ländereien zerstückelt

worden sein, welche Haciendas genannt werden. Diese Haciendas sind einfache, oder doppelte, d. h. von 400 bis 800 Cordels Durchmesser; (jedes Cordel zu 24 Vares, jede Var zu 3 Schuh span. oder gleich $31\frac{2}{7}$ Zoll franz. Maß). Nun sind 324 Geviert-Cordels gleich einer Cavaleria, (Benennung eines großen Landmaßes von ungefähr 45 Zuchart, jede zu 35,000 Schuh). Die einfache Hacienda hat ungefähr 370 Cavalerien, oder 16,650 Zuchart, die doppelte 1140 Cavalerien, oder 66,000 Zuchart.

Schon seit langer Zeit muß der König nach und nach die Haciendas verschenkt haben. Die Schenkungstitel hießen Gracia's. In diesen Titeln behielten sich die spanischen Monarchen anfangs vor, daß keine Hacienda zerstückelt, nur zur Viehzucht benutzt werden, und jeder Eigenthümer derselben, oder Haciendolo, jährlich eine bestimmte Anzahl Schlachtvieh an das königliche Proviantamt abliefern solle. Späterhin ward auch der Haciendolo verpflichtet, zur Beförderung vom Anbau des Tabaks, dessen Monopol dem König gehörte, Pflanzern Land dazu, längs Bächen und Flüssen, gegen einen sehr mäßigen Jahreszins, zu überlassen.

Noch später aber ward den Haciendolo's, da sich die Bevölkerung mehrte, gestattet, ihre Haciendas in kleine Sillios (Bauernhöfe von einer halben bis zwei Cavalerias Landes) und in Potriscos (eingehägten, in Wiese verwandelten Walddoden zur Viehzucht) abtheilen, veräußern oder verpachten zu können. Sie waren aber zu jährlichen Abgaben dafür an die königliche Schatzkammer verpflichtet. Diese Zerstückelungen wurden bei Einführung der Zuckerpflanzungen, und endlich am Ende des 18. Jahrhunderts, als man auch Kaffeepflanzungen begann, noch häufiger.

Die ursprüngliche Ausmessung der Haciendas und die Registratur darüber war so nachlässig gehalten worden, daß bei spätern Vermessungen manche Haciendas im Flächenraum arg zusammenschrumpften, manche ganz verschwanden. Daraus erwuchs eine Menge von Pro-

zessen, deren einige schon über ein Jahrhundert dauern, und wahrscheintlich noch ein paar Jahrhunderte fortbauern werden.

Die Haciendas und Potricos werden oft mit dem darauf befindlichen Viehstand auf mehrere Jahre verpachtet. Aber von Verpachtung der Zucker- und Kaffeepflanzungen ist mir kein Beispiel bekannt; diese werden verkauft.

Der östliche Theil der Insel Cuba, da wo sich derselbe vom Cap Mayfi bis Cap Cruz am meisten dem nordwestlichen Hochlande von St. Domingo, beim Cap Four, nähert, von dem es durch eine gewaltsame Naturthat abgerissen zu sein scheint, ist der höhere Theil des ganzen Landes, so viel ich im Vorbeifahren bemerkt habe, und wie es auch Humboldt angibt. Dort steigt das Hochland unmittelbar aus dem Abgrund des Meeres, in Bergen von 2000 bis 3000 Fuß Höhe, empor. Es ist hier der Anfang einer Cordillera, welche sich vom Cap Mayfi durch die ganze Insel bis wenige Meilen vom Cap Antonio ausstreckt. Sie wird nur einmal, etwas westlich von Havannah, durch eine Fläche von 8 bis 10 Stunden, vom Meer bis zum Meer, unterbrochen, und damit in eine östliche und westliche Bergkette getheilt. Die östliche stuft sich nach Westen zu immer mehr ab, bis sie sich in leichte Hügel verliert. Die westliche erhebt sich gleich anfangs, und zwar in der Gegend meiner Pflanzungen, zu Bergen, deren höchste Gipfel jedoch nur 1200 bis 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres emporstehen. Sie nähern sich bald der nördlichen Küste, an welcher sie dann bis ans Ende fortlaufen.

Herr Humboldt spricht von Granitfelsen, die er in der östlichen Abtheilung gesehen habe. In der westlichen fand ich davon keine Spur; nur weiche Gebirgsarten, besonders den Kalkstein. Weder äußere Form der Berge, noch der innere Bau, lassen, so viel ich zu beobachten Anlaß hatte, Urgebirg vermuthen: wohl gewaltige Naturerschütterungen, von denen Alles bunt durch einander geworfen ward. Es fehlt nicht an einer Menge Schwefelquellen,

an Erdpech von verschiedenen Arten, an Stellen, die an vormalige vulkanische Krater oder deren Nähe mahnen könnten; aber sonst sind nirgends Vulkane. Im östlichen Theil Cuba's verspürt man, aber äußerst selten, Erdstöße, wahrscheinlich Fortsetzung von St. Domingo, wo häufig Erdbeben, und besonders in der Gegend von Port au Prince, beträchtliche Verwüstungen anrichten.

Die oben erwähnten Flächen, welche die Bergkette unterbrechen, werden gewöhnlich Chanarez, auch Chanos genannt. Der letzte Name ist eigentlich ein mexikanischer und südamerikanischer Ausdruck für den gleichen Begriff.

Landseen und eigentliche Flüsse haben wir keine; nur Pfügen, Waldströme und Bäche, die in der Regenzeit Seen und Flüssen ähnlich werden. Aber Quellen sind in Bergen zahlreich, und auch in einigen Chanarez, die hier aber nur von den Bächen herrühren, welche sich im Gebirg unter der Erde verloren haben. Wo Quellen fehlen, sind die Ziehbrunnen kostbare Stellvertreter, weil das Trinkwasser oft 400 Schuh und tiefer aus der Erde hervorgehoben werden muß. In einer Tiefe von 100 bis 150 Schuh finden sich beim Brunnengraben häufig Versteinerungen von Seefischen und Muscheln der heutigen bekannten Gattungen.

Ob der ungeheure Halbkreis, in welchem sich die Antillen, von den hundert Mündungen des Orinoco bis zur Küste Yucatans, um das Caraibenmeer schwingen, einst dem Festlande zugehörte, wie es fast alle Verhältnisse andeuten; ob und wann der Ozean wüthend die ganze Mitte des Welttheils ausfraß bis zum Felsengerippe von Darien — ? Eine Frage, wie diese, gehört zu jenen andern großen Fragen, welche durch ihr bloßes Dasein die Erhabenheit des Menschengeistes, aber auch seinen tiefen Stand in der Reihe der Wesen bestätigen. Das Fragen ist dem Menschen erlaubt; die Antwort liegt verloren unter den Geheimnissen der Ewigkeit.
